



Franz-Werfel-Menschenrechtspreis 2009



2009

Herta Müller wird 2009 ausgezeichnet

Bereits am 1. Oktober 2009 hatte die Jury des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises einstimmig beschlossen, Herta Müller mit dem Franz-Werfel-Menschenrechtspreis 2009 der Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN auszuzeichnen. Die deutsche Schriftstellerin aus Rumänien, die zur großen Freude der Jury inzwischen auch Preisträgerin des Literaturnobelpreises 2009 geworden war, erhielt den Preis insbesondere für ihr Buch „Atemschaukel“.

Das ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN würdigte damit, dass Herta Müller in diesem Werk mit der fiktionalen Autobiographie des von Hermannstadt ins ukrainische Lager Nowo-Gorlowka deportierten Leopold Auberg das grausame Schicksal der in sowjetische Lager deportierten Deutschen in das Licht der Öffentlichkeit geholt und dem vielfältigen Schrecken des Lagerlebens literarisch einzigartig Ausdruck gegeben hat. Darüber hinaus hat dieses Buch auch große Bedeutung für die Millionen in den Gulag Deportierten anderer Völker. Es macht eindringlich deutlich, dass auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges Menschenrechte in weiten Teilen Europas keine Heimstatt hatten.

Nach zahlreichen Büchern, die sich immer wieder mit den Schrecken der Diktatur auseinandersetzten, hatte sie sich nun mit ihrem Buch über den Gulag an „den Nullpunkt der Existenz“ herangewagt, wie es Oskar Pastior, der diesem Buch seine Stimme mitgab, ausdrückte.

Als Rumänien nach dem Vormarsch der Roten Armee dem bis dahin verbündeten Deutschen Reich im August 1944 den Krieg erklärte, wurden die noch in Rumänien lebenden Deutschen zwischen 17 und 45 Jahren – rund 80.000 – zur Zwangsarbeit in sowjetische Arbeitslager deportiert. Darunter auch Herta Müllers Mutter.

„Seit ich denken kann, sagt meine Mutter: Kälte ist schlimmer als Hunger. Oder: Wind ist kälter als Schnee. Oder: Eine warme Kartoffel ist ein warmes Bett. Von meiner Kindheit bis heute, seit über fünfzig Jahren, hat meine Mutter diese Sätze um kein Wort geändert. Sie werden immer einzeln gesagt, weil jeder dieser Sätze für sich genommen fünf Jahre Arbeitslager enthält.“

Als Herta Müller wissen will, was hinter diesen Sätzen steht, beginnt sie zu recherchieren. Aber erst aus den Erinnerungen und Erzählungen ihres Kollegen und Freundes Oskar Pastior, der mit 17 Jahren in die Ukraine verschleppt worden war, konnte sie ein anschauliches Bild vom Lageralltag gewinnen und so dem Schrecken des Lagerlebens Ausdruck verleihen. Mit ihrem Buch „Atemschaukel“ gibt Herta Müller den Millionen von Lagerhäftlingen, nicht nur den Deutschen aus Rumänien sondern auch anderer Völker, ihre Würde zurück.

Die Preisverleihung erfolgte am 1. November 2009 in der Frankfurter Paulskirche.

Zur Jury des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises 2009 gehörten: Dr. Otto v. Habsburg, Dr. Klaus Hänsch, Dr. Helga Hirsch, Milan Horáček, Hilmar Kopper, Dr. Otto Graf Lambsdorff, Prof. Dr. Rüdiger Safranski, Erika Steinbach MdB.



Grußwort der Stadt Frankfurt am Main

Sehr geehrte Damen und Herren,

seit Albert Schweitzer ist wohl kein Nobelpreisträger stärker im geistigen Leben unserer Stadt verankert als Herta Müller.

Stadtschreiberin von Bergen, Lesungen und Vorträge im Literaturhaus oder den Römerhallen, ständiger Gast auf der Buchmesse, Mitglied in der Goethepreisjury, in der sie den wunderbaren Vorschlag für Pina Bausch gemacht hat und immer wieder im Kaisersaal oder hier in der Paulskirche. Die Frankfurter kennen Herta Müller und sie schätzen sie.

Und doch ist der heutige Anlass vielleicht der markanteste, mit einer besonderen Nähe zu ihrem Werk. Denn Herta Müller und ein Preis im Namen Franz Werfels – das ist natürlich eine ganz besondere Beziehung. Und ich kann der diesjährigen Jury nur gratulieren. Sie hat – in Unkenntnis der Tatsache, dass noch ein weiterer sehr renommierter Preis auf Herta Müller zukommen würde – die beste Wahl getroffen, die man sich für die Ehrung vorstellen kann.

Ein Zitat: „... beispielgebende künstlerische Leistung, die sich gegen die Verletzung von Menschenrechten durch Völkermord oder Verdrückung einsetzt“ zeigt, wie der Preis definiert ist. Damit ist das jüngste Werk von Herta Müller punktgenau beschrieben.

Ausgrenzung, Verfolgung und Flucht ist das millionenfache Schicksal unseres ganzen Jahrhunderts – es findet jetzt, in diesem Augenblick, statt. Über die Medien werden wir fast täglich zu Augenzeugen dieser Dramen und stehen doch meist ratlos davor. Nur selten gelang es indes, diesen Menschheitsdramen, vor denen die Sprache allzu oft versagt, einen an-



Petra Roth, Oberbürgermeisterin der Stadt Frankfurt am Main.

gemessenen Ausdruck zu verleihen: sei es philosophisch, politisch oder journalistisch-dokumentarisch ihre Wesen zu erfassen, sie an den Menschen, Tätern wie Opfern, sichtbar und nachvollziehbar zu machen.

Deshalb bedarf es wohl der Kraft des literarischen Wortes von Dichtern wie Franz Werfel oder Herta Müller, einer ganz besonderen Sprache, der nur wenige mächtig sind, um dem, was da geschehen ist, einen Ausdruck zu geben, der wirkungsvoller und intensiver ist als jede dokumentarische Darstellung. In der „Atemschaukel“ ist dies ebenso exemplarisch gelungen wie in „Die vierzig Tage des Musa Dagh“.

Die heutige Preisverleihung betrachte ich somit auch als eine Hommage an die poetische Kraft der deutschen Sprache und eine Ermuti-

gung für alle Menschen, die sich die Themen „Flucht“ und „Vertreibung“ zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben.

Es braucht Autoren wie Franz Werfel und Herta Müller, um dem kaum Fassbaren eine Sprache zu geben.

Frankfurt ist eine Stadt, in der schon immer viele Menschen, die fliehen mussten, aus religiösen oder politischen Motiven vertrieben wurden, vorübergehend oder dauerhaft eine neue Heimat gefunden haben.

Es braucht Menschen wie Herta Müller, die uns mit ihrer Ausdruckskraft auch an diese Verpflichtung immer wieder neu erinnern.



Ansprache

Zum vierten Male verleiht die Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN den Franz-Werfel-Menschenrechtspreis. Die diesjährige Entscheidung der Jury kommt dem Namensgeber unseres Preises besonders nahe.

Franz Werfel hat mit seinem Roman „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ eindringlich und mit großer Gestaltungskraft die Vertreibung und den Genozid an den Armeniern im Osmanischen Reich literarisch dargestellt. Herta Müllers jüngstes literarisches Werk trägt das weithin unbekannte Schicksal der in sowjetische Lager verschleppten Deutschen in das Licht einer breiten Öffentlichkeit.

Als wir am 1. Oktober 2009 in der Jury beisammen saßen und beratschlagten, wer in diesem Jahr Preisträger oder Preisträgerin werden sollte, konnten wir das unvoreingenommen tun. Der Literaturnobelpreis war noch nicht vergeben. Unsere Wahl fiel unter mehreren preiswürdigen Persönlichkeiten auf Herta Müller mit ihrem Werk „Atemschaukel“.

Der Franz-Werfel-Menschenrechtspreis ist, das macht schon der Name deutlich, kein Literaturpreis. Die Sprache spielte bei der Preisträgerentscheidung dennoch eine entscheidende Rolle. Herta Müller ist es gelungen, in singulärer Sprachintensität und psychologischer Eindringlichkeit ein Menschenrechtsthema aufzunehmen, das weitgehend unbekannt ist. Sie hat dem vielfältigen Schrecken von Deportation und Zwangsarbeit einzigartig Ausdruck verliehen. Damit hat sie den Opfern ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Die Deportation deutscher Zivilpersonen zur Zwangsarbeit war eine systematisch betriebene Aktion der obersten sowjetischen Führung. Schon 1941 hatte Stalin die Deportation der



Erika Steinbach MdB, Vorsitzende der Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN.

Deutschen aus ihren angestammten Wohngebieten nach Kasachstan und Sibirien angeordnet und sie zu Zwangsarbeit eingesetzt. Am Ende des Zweiten Weltkrieges ereilte sie Zivilpersonen im damaligen Ostdeutschland und Deutsche in Rumänien, Ungarn, Jugoslawien und Polen.

Die Organisation der Verschleppungen lag bei den jeweils erobernden Streitkräften der Roten Armee. Sie hatten die Aufgabe, möglichst schnell eine möglichst große Zahl arbeitsfähiger Deutscher zusammen zu treiben. Es gab von Armeeverband zu Armeeverband ein „Verschleppungssoll“. Die Altersgruppen und der Geschlechteranteil waren dabei unterschiedlich. So wurden in Ostpreußen in Ermangelung arbeitsfähiger Männer überwiegend Frauen und Mädchen von 15 bis 50 Jahren ergriffen und deportiert und die wenigen Männer so-

gar bis zum 60. Lebensjahr. Anders als Ungarn oder die von den Sowjets besetzten deutschen Ostgebiete galt Rumänien zum damaligen Zeitpunkt nicht mehr als „Feindesland“. Die rumänische Regierung vermochte sich der von den Sowjets geforderten Stellung von Arbeitskräften dennoch nicht ganz zu entziehen, doch wurde die Aktion im wesentlichen auf die arbeitsfähigen Jahrgänge der volksdeutschen Bevölkerung beschränkt.

Unter den Deutschen des rumänischen Sathmar-Gebiets hatten die Deportationen schon am 2. und 3. Januar 1945 begonnen. Nachdem die Aktion in der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1945 in Kronstadt und Bukarest angelaufen war, setzten die Aushebungen schlagartig im ganzen Lande ein. Die Deportation in Rumänien vollzog sich nach einem von den rumänischen Behörden sorgfältig vorbereiteten Plan. Auf Grund der im Herbst durchgeführten Registrierung wurden Listen der Deutschen zusammengestellt, die in die zur Deportation vorgesehenen Altersklassen fielen: Männer von 17 bis zu 45, Frauen von 18 bis zu 30 Jahren. Übergriffe nach oben und unten waren vor allem auf dem Lande häufig.

Vor Beginn der Aktion wurden die Ortsausgänge vielfach durch Polizei, Militär oder auch rumänische Freiwillige abgesperrt, Telefon-, Telegraf- und Eisenbahnbetrieb unterbrochen, so dass eine Flucht nur sehr begrenzt möglich war. In den Städten gingen gemischte rumänisch-sowjetische Patrouillen von Haus zu Haus, um die Betroffenen auszuheben; zum Teil wurden sie völlig unvorbereitet in den Straßen aufgegriffen. Die deutschen Einwohner auf den Dörfern wurden vielfach kurzerhand durch den Gemeindevorsteher oder Gendarmen aufgefordert, sich zu fest gesetzter Zeit im Gemeindeamt oder in der Schule einzufinden. Ein Großteil leistete schon der ersten Aufforderung Folge, wobei man oft an

einen der üblichen kurzfristigen Arbeitseinsätze glaubte. Andere suchten sich zu verstecken, wurden aber durch die Razzien und Hausdurchsuchungen der folgenden Wochen nachträglich erfasst. Die Drohung, Eltern oder Verwandte als Geiseln zu verhaften, bewegte manchen, sich freiwillig zu stellen. Dennoch gelang es nicht wenigen, sich der Deportation zu entziehen. Trotz der damit verbundenen Gefahren erwiesen sich die rumänischen Nachbarn, ja selbst rumänische Beamte und Offiziere in vielen Fällen über Erwarten hilfsbereit.

Die politische Haltung des Einzelnen spielte bei den Aushebungen keine Rolle. Die Insassen der Internierungslager waren ebenso betroffen wie die zum Teil aktiven deutschen Kommunisten des Industriezentrums Reschitza und die madjarisierten Schwaben des Sathmar-Gebiets. Selbst die noch in der rumänischen Armee dienenden Deutschen sollten ausgehoben werden, wurden allerdings zum Teil von ihren Vorgesetzten gedeckt. Als die Aktion nach mehreren Wochen endgültig abgeschlossen wurde, waren insgesamt nahezu 80.000 Volksdeutsche deportiert worden. Ihr Schicksal entsprach im allgemeinen dem ihrer Leidensgenossen aus Ungarn, aus Jugoslawien und den deutschen Ostgebieten, wenn sie auch als nominell „freiwillige“ Aufbauarbeiter in Russland im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten zum Teil günstiger behandelt wurden.

Die Masse der Deportierten wurde in den Jahren 1948/49 nach Rumänien oder Deutschland zurückgeführt; die letzten konnten erst 1950/51 heimkehren. Nach zuverlässigen Schätzungen muss mit einer Todesquote von nahezu 15 Prozent gerechnet werden: mehr als 10.000 kehrten nicht zurück. Von den Heimkehrern blieb fast die Hälfte in Deutschland und Österreich. Die Todesrate der aus dem ostdeutschen Bereich Ver-



Eintrag der Preisträgerin Herta Müller (M.) in das Goldene Buch der Stadt Frankfurt am Main in Anwesenheit von Oberbürgermeisterin Petra Roth (l.) und der Vorsitzenden der Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN, Erika Steinbach MdB (r.).

schleppten betrug rund 50 Prozent. Insgesamt wurden am Ende des Krieges etwa 1,5 Millionen deutsche Zivilisten zur Zwangsarbeit in sowjetische Lager verschleppt. Mit dieser Massenschleppung Deutscher begnügte sich Stalin nicht. Aus den von der Roten Armee eroberten Ländern wurden ebenso politisch missliebige Zivilpersonen deportiert. Über die sowjetischen Lager hinaus gab es für die deutsche Zivilbevölkerung, insbesondere in Polen und den polnisch verwalteten Gebieten, in der Tschechoslowakei und Jugoslawien über Jahre hinweg insgesamt weit über 2.000 Lager. In Jugoslawien geriet die gesamte deutsche Bevölkerung, die nicht rechtzeitig geflohen war, in Titos Lagerhaft. Ein Drittel davon überlebte nicht.

Die Traumata dieser Jahre wirken bei den Überlebenden und ihren Nachkommen bis heute nach. Was die schlichte Vokabel „Lager“ bedeutet, das legt Herta Müller sensibel und dennoch

schonungslos offen. Ihr Werk „Atemschaukel“ ist sublimer Ausdruck einer genialen Aufarbeitung. Dafür erhält sie heute unseren Franz-Werfel-Menschenrechtspreis.

Ich begrüße zur Preisverleihung mit besonderer Herzlichkeit zehn Überlebende sowjetischer Lager:

Erika Condriuc (Enakiewo/Donezbecken)
Eva Kutschick (Almaznaja/Donezbecken)
Karl-Heinrich Galter (Lisitschansk/Lager 1216)
Hans Roch (Tschulkovka)
Waltraut Götz (Orsk)
Gertraud Salmen (Almaznaya/Donezbecken)
Günther Guni (Petrovka)
Edith Schnell (Makeewka/Donezbecken)
Ottilia Jakobi (Makeewka/Donezbecken)
Irene Weber (Asbest/Jekaterinenburg).

Ilija Trojanow

Laudator

Ilija Trojanow ist ein deutscher Schriftsteller, Übersetzer und Verleger, der am 23. August 1965 in Sofia in Bulgarien geboren wurde. Ilija Trojanow entstammt einer bulgarischen Familie, die 1971 über Jugoslawien und Italien nach Deutschland floh, wo sie politisches Asyl erhielt. 1972 zog die Familie weiter nach Kenia. Bis 1984, unterbrochen von einem vierjährigen Deutschlandaufenthalt, lebte Ilija Trojanow in Nairobi, dort legte er in der deutschen Schule auch sein Abitur ab. Studienaufenthalte in Paris und München schlossen sich an. 1989 gründete er in München den Kyrill-und-Method-Verlag und 1992 den Marino-Verlag, die beide auf afrikanische Literatur spezialisiert waren. 1999 übersiedelte Trojanow nach Mumbai in Indien und beschäftigte sich in den folgenden Jahren intensiv mit Indien. Von 2003 bis 2007 hielt sich Trojanow in Kapstadt auf, heute lebt er in Wien.

Trojanow verfasste in den 1990er Jahren Sachbücher und Reiseliteratur über Afrika und übersetzte Werke afrikanischer Autoren. Sein erster eigener Roman erschien 1996 unter dem Titel „Die Welt ist groß und Rettung lauert überall“. In diesem Werk verarbeitete er die Geschichte seiner Familie als politische Flüchtlinge und Asylbewerber. 2006 erschien sein vielgelobter Roman über den britischen Kolonialbeamten und Reisenden Richard Francis Burton, „Der Weltensammler“. Ab 2007 beschäftigte er sich mit Verbrechen und Grausamkeiten der bulgarischen Kommunisten und der heutigen bulgarischen Gesellschaft. Fernsehdokumentationen dazu waren im ZDF und in 3sat zu sehen. Immer wieder ist er an gesellschaftskritischen Debatten beteiligt, etwa bei dem Vorwurf, der Staat greife unter dem Deckmantel der Terrorabwehr zu sehr in das Privatleben seiner Bürger ein.

Ilija Trojanow erhielt für sein literarisches Schaffen zahlreiche Preise. So unter anderem 1997 den Thomas-Valentin-Literaturpreis der Stadt Lippstadt, 2000 den Adelbert-von-Chamisso-Preis, 2006 den Preis der Leipziger Buchmesse, 2007 den Berliner Literaturpreis und 2014 die Brüder-Grimm-Professur der Universität Kassel.



Wie wir in Europa mit der Vergangenheit umgehen, ist Prüfstein für eine angestrebte gesamteuropäische Ethik, für ein Zusammenwachsen der Schicksale, von dem wir heute meilenweit entfernt sind.

Der Franz-Werfel-Menschenrechtspreis ist kein Literaturpreis. Das besagt schon sein Name, aber auch die Identität des Stifters und die Galerie bisheriger Preisträger. Aber er ist nach einem Autor benannt und er wird heuer einer Autorin verliehen. Nimmt man diese Auszeichnung ernst, kann man nicht umhin sich zu fragen, was Literatur gegen die Missachtung von Menschenrechten ausrichten kann und was das Werk von Herta Müller zur Verteidigung der Menschenrechte leistet. Ich möchte daher zu diesem Anlass neben ihrer Dichtkunst auch ihre Hingabe und ihren Mut preisen, in fester Überzeugung, dass ihre Stimme sowohl für unser Verhältnis zur Vergangenheit als auch für die Vision einer würdevolleren Zukunft unabdingbar ist.

Die Toten unterliegen nicht den Menschenrechten. Sie werden in keiner der Chartas erwähnt, die als juristischer Grundstock dienen. Den Lebenden werden umfassende Rechte zugestanden, auch wenn sie in kaum einem Staat tatsächlich garantiert sind, den Toten aber wird nichts gewährt, weder Anspruch auf Gehör noch ein Recht auf Teilhabe am Fortleben. Sie haben kein Recht darauf, dass ihr Leid oder ihr Wirken nicht in Vergessenheit gerät. Nein, die meisten Toten sühnen ihr Opfer mit Vergessen. In Zeiten von Frieden und einem Minimum an Freiheit sorgen die Nachkommen, die geistigen Erben, für Erinnerung. In Epochen des Krieges und des Staats-terrors werden die Ermordeten, zu Tode Gequälten, zur Selbstaufgabe Gezwungenen, zum Schweigen gebracht, ins Schweigen gewickelt und an unbekanntem Ort verscharrt. Ihre Stimme bleibt im Nachleben nicht hörbar. Ihr Leben wurde ebenso ausgelöscht wie die Spuren ihres Dagewesenseins. Zumal die Täter, die Nachfolger der Täter und all jene, denen mit Friedhofsruhe gedient ist, für andauerndes Schweigen sorgen, für Verschweigen. Mord ist der schlimmste Maulkorb; Massenmord das Herausschneiden einer



Ilija Trojanow am Rednerpult der Paulskirche.

gemeinschaftlichen Zunge. Bis jemand wie Herta Müller daher kommt, jemand, die sich unbeugsam die Aufgabe gestellt hat, die Verstummten zum Wort zu erwecken.

Der Ursprung dieser Haltung, das ist ihren autobiografischen Auskünften deutlich zu entnehmen, liegt in den 'einfachen Dingen des Lebens', wie man so leichtfertig sagt, in den Dingen des Alltags, den Urdingen des Daseins, die Herta Müller schon früh wortfest machte, damals, als jedes Ding sein Wort hatte, wie ein verlässlicher Schatten, einer der nicht verschachert und nicht verfälscht werden kann. Doch die Schatten ver-rutschten, zwischen Wort und Ding öffnete sich ein Spalt. „Alles rund um schien sich nicht mehr sicher zu sein, ob es das, oder dies oder etwas ganz anderes war. Über kurz oder lang gab es nur noch nichtige Dinge mit wichtigen Schatten.“ In jedem Ding und jeder Tat lagerten sich die

Rückstände einer Herrschaft ab, deren Willkür alles verletzte: vom Fahrradfahren zum Haarschneiden zum Parfümschnuppern zum Lesen einer Nachricht in einer Schale an einem ungewohnten, einem beängstigend verrückten Platz. Die Staatssicherheit lässt nichts aus, sie lässt sich nichts entgehen. Die Staatssicherheit würde erst zur Ruhe kommen, wenn jeder Mensch ein Zuträger und jedes Ding ein Instrument geworden ist. Dergestalt sind die giftigen Hinterlassenschaften, von beharrlicher Halbwertszeit, dem ganzen Land ebenso aufgebürdet wie dem Einzelnen, auch wenn er sich von dannen, nach drüben, aus dem Staub machte.

Unter solcher Herrschaft ist jedes Ding ein Unverlässliches. In der allumfassenden Durchdringung offenbart sich das Totalitäre der Diktatur. Es war somit irrelevant, welches Ding Herta Müller aufhob und unter das grelle Licht ihrer Sprache hielt – durch den Akt allein machte sie sich verdächtig. Und in ihren Texten erhärtet sich dieser Verdacht (wie zur Bestätigung der paranoiden Unterstellungen) zur Poesie, und in dieser Verwandlung wird sichtbar, dass in menschenverachtenden Systemen wahre Literatur nur im bedingungslosen Widerstand entstehen kann. Und als Umkehrschluss, dass die Verteidigung der eigenen Sprache ein politischer Akt von höchster Zivilcourage ist.

Doch das allein reicht nicht aus. In den letzten Ritzen der Privatsphäre finden sich Sedimente ungesichteter Erinnerung. Schon in einem der frühen Bücher, „Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt“, wird erwähnt: „Windischs Frau war fünf Jahre lang in Russland gewesen. (...) Auf den Bergen war noch ein Gebirge aus Wolken und wehendem Schnee. Auf dem Lastauto brannte der Frost. Vor der Grube stiegen nicht alle ab. Jeden Morgen blieben Männer und Frauen auf den Bänken sitzen. Sie saßen

mit offenen Augen. Sie ließen alle an sich vorbei. Sie waren erfroren. Sie saßen im Jenseits.“

Es ist nicht leicht, sich eines anderen Menschen Grauen anzunehmen. Man hat ja, auch als Autor, alle Hände voll zu tun, das selbst Erlittene zu verarbeiten. Um wie viel schwerer ist es, einem fremden Leid gerecht zu werden. Und wenn dieses Leid einem anvertraut wurde, in die Obhut gegeben, kann die Aufgabe einem Angst machen. Herta Müller hat trotzdem nachgefragt, ist der Deportation nachgereist, hat sich Unfassbarem genähert, dem unvergänglichen Hunger, dem ständigen Pochen des Todes an der Schläfe. Das ist mutig, wie sehr können vielleicht nur jene erahnen, die Ähnliches versucht haben. Sie hat sich durch die Angst hindurchgeschrieben, sie hat einen glaubwürdigen Ton der Bezeugung gefunden und dadurch den Erniedrigten, den Ermordeten zum ersten Mal Gehör verschafft. Das ist viel, so viel, beim Lesen stocken einem immer wieder die Augen. Und verbrennen sich in eigene Notizen, eigene Obsessionen.

Zwischen Rumänien und Bulgarien fließt die Donau, darin liegt die Insel Persin, darauf befand sich eines der schlimmsten aller Arbeitslager: Belene. Auch dort zerbiss der Frost die Eingeweide, auch dort tappten die Häftlinge in die Hungerfalle, auch dort fraß der Hungerengel das Hirn. Das Universelle war verortet. Das Wasser fließt weiter, zur Mündung, zum Donau-Schwarzmeer-Kanal, berüchtigt als 'der Kanal', von Stalin initiiert, von Ceaușescu eröffnet. „Vom Kanal kehrte man nicht zurück. Wer trotzdem wiederkam, war ein wandelnder Leichnam. Vergreist und ruiniert, für keine Liebe auf der Welt mehr zu gebrauchen.“

Herta Müller stammt aus dem Osten Europas, aus der Region der größten Vernichtungen und Vertreibungen des 20. Jahrhunderts. Ob unter

Nazis oder Stalinisten, im Osten des Kontinents gab es mehr Opfer als anderswo, im Osten wurde jede Gemeinschaft irgendwann einmal Opfer, abgesehen von den Eliten der Nomenklatura und der roten Mafia, und selbst deren Reihen lichteteten sich einige Male gewaltig. Im Osten sind viele Opferzahlen unbekannt. Im Osten fallen Erinnerung und Geschichtsschreibung weiterhin auseinander. Keine Überraschung, dass der Ausgang der Geschichte seit 1989 von vielen misstrauisch beäugt wird. Die Legende vom klaren Bruch wird zahnlos belächelt. Die Zeitlinien der jüngsten Geschichte verschlingen sich zu verkrüppelten Fragezeichen. Die gealterten Mörder pflücken Pflaumen in ihren Sommergärten. Dagegen steht nur das gemahnende Wort.

Wieso ist Herta Müller so unerbittlich, hat manch ein Kritiker gefragt. Und Vergebung eingefordert. Zumindest Nachsicht. Es sei doch an der Zeit. Doch Vergebung, das wird oft übersehen, ist eine beliebte rhetorische Strategie der Schuldigen. Lasst das Vergangene ruhen, beschwören meist jene, die im Vergangenen ihre Leichen verbuddelt wissen. Vor einigen Jahren organisierte die Friedrich-Ebert-Stiftung eine Konferenz in Sofia, um die Gräben zwischen Staatslinken und geknechteten Linken zu überbrücken. Der damalige Premierminister Jean Widenow, Sohn eines ehemaligen Politbüromitglieds, eröffnete die Konferenz, der Parteichef Georgi Parvanow, heute Präsident des Landes, führte den Vorsitz. Er appellierte an die ehemaligen politischen Häftlinge, man solle doch nun zueinander finden. Der Führer der Sozialdemokraten, ein Überlebender des bulgarischen Gulags, forderte, zunächst jener Genossen zu gedenken, die von den Kommunisten ermordet wurden. Der zukünftige Präsident erwiderte: „Damit Sie sehen, wie sehr sich unsere Partei geändert hat, schlage ich vor, dass wir gemeinsam zu den Gräbern der Getöteten gehen und dort Kränze niederlegen. Aber auch

wir hatten Opfer zu beklagen. Sind Sie einverstanden, dass wir danach zu unseren Gräbern gehen?“

Ein weiterer alter Mann, ein Anarchist, meldete sich im Saal zu Wort:

„Diese Vereinbarung ist für uns nicht günstig.“

„Wieso?“

„Weil Sie den Kranztausch mit den Faschisten machen müssen, denn die haben ihre Leute umgebracht. Doch viel schwerer wiegt die Frage: auf welchen Gräbern wollen Sie die Kränze niederlegen? Die Gräber unserer Toten existieren nicht, denn ihre Leichen sind von den Schweinen auf Belene aufgefressen worden. Damit es gerecht zugeht, müssten wir Sie an die Wand stellen, dann können wir mit ihren Kindern Versöhnung feiern.“

Im Saal wurde es still, für einige Augenblicke, dann brach das Streitgewitter herein. Der alte Mann hatte den wunden Punkt getroffen. Versöhnung ist kein Allheilmittel. Es gibt Zeiten, in denen allein dem unversöhnlichen Blick zu trauen ist. „Über dem Wohnblock“, heisst es in „Der Fuchs war damals schon der Jäger“, „steht eine Wolke, weiß und aufgewühlt. Greise, die im Sommer sterben, bleiben eine Weile zwischen Bett und Grab über der Stadt.“

Das massenhafte Leid früherer Jahrzehnte provoziert verwirrende Debatten über Gedächtnis. Wie wir in Europa mit der Vergangenheit umgehen, ist Prüfstein für eine angestrebte gesamteuropäische Ethik, für ein Zusammenwachsen der Schicksale, von dem wir heute, da in Russland der Stalinismus romantisiert wird und die verbrecherische DNA der Eliten in manchen neuen EU-Mitgliedsländern selbst vom einstigen Westen ignoriert wird, meilenweit entfernt sind. Es geht nicht nur um eine metaphysische Gerechtigkeit, sondern um eine menschenwürdige Gesellschaft. Denn in jenen Ländern Osteuropas, in



Übergabe des Preises mit Ilija Trojanow und Oberbürgermeisterin Petra Roth an die Preisträgerin Herta Müller durch die Stiftungsvorsitzende Erika Steinbach MdB (v.l.n.r.).

denen die Vergangenheit kaum ausgeleuchtet worden ist, in denen Akten und Erinnerungen unter Verschluss gehalten werden, sind die wirtschaftlich-politischen Verhältnisse in besonderem Maße mafiös durchtränkt.

Indem Autoren wie Herta Müller das Totgeschwiegene in Erzählung aufgehen lassen, wecken sie unseren Widerwillen gegen die Zumutungen gegenwärtiger Gewalt und Macht. Die Würde des Menschen ist unantastbar, behauptet unser Grundgesetz. Doch diese Würde atrophiert, wenn eine diskriminierende Vergangenheitspolitik herrscht, wenn die Einflussreichen von heute mit den Tätern von gestern kollaborieren. Dagegen kann sich und muss sich Literatur auflehnen. Dagegen schreibt Herta Müller an, mit der Beharrlichkeit eines Schmieds beim Dengeln. Dafür gebühren ihr dieser Preis und mein höchster Respekt.



NGEN

“
Vor, während und nach meiner Lagerzeit,
fünfundzwanzig Jahre lang habe ich in Furcht
gelebt, vor dem Staat und vor der Familie. Vor
dem doppelten Absturz, dass der Staat mich
als Verbrecher einsperrt und die Familie mich
als Schande ausschließt.

”
Aus „Atemschaukel“

”

Herta Müller

Preisträgerin

Herta Müller wurde am 17. August 1953 als Banater Schwäbin in Nitzkydorf in Rumänien geboren. Ihr Großvater war unter dem kommunistischen Regime in Rumänien enteignet worden, ihre Mutter wurde nach dem Zweiten Weltkrieg zu mehrjähriger Zwangsarbeit in ein sowjetisches Lager in die Ukraine deportiert. Nach dem Abitur studierte Herta Müller in Temeswar Germanistik und rumänische Literatur. Ab 1976 arbeitete sie als Übersetzerin in einer Maschinenfabrik, wurde allerdings 1979 nach ihrer Weigerung, mit der rumänischen Securitate zusammenzuarbeiten, entlassen. Sie verdiente ihren Lebensunterhalt mit zeitweiliger Lehrtätigkeit in Schulen und Kindergärten sowie mit privatem Deutschunterricht. 1987 reiste Herta Müller in die Bundesrepublik Deutschland aus. In den folgenden Jahren erhielt sie eine Reihe von Lehraufträgen als „Writer in residence“ an Universitäten im In- und Ausland.

2005 war sie „Heiner-Müller-Gastprofessorin“ an der Freien Universität in Berlin. Seit 1995 ist sie Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Sie ist Preisträgerin zahlreicher Literaturpreise, darunter des Literaturpreis der Stadt Graz, der Carl-Zuckmayer-Medaille, des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung und des Berliner Literaturpreises. Für ihr Werk „Atemschaukel“ erhielt sie 2009 den Nobelpreis für Literatur.

Preisverleihung 2009 | Herta Müller

Statt Worten des Dankes ein Auszug aus „Atemschaukel“
gelesen in der Frankfurter Paulskirche am 1. November 2009





Und in der Lagerzeit – im Lager erwischt, wär ich tot gewesen. Ich streifte nach den fünf Lagerjahren Tag für Tag durch den Tumult der Straßen und übte im Kopf die besten Sätze für den Fall meiner Verhaftung: AUF FRISCHER TAT ERTAPPT – gegen diesen Schuldspruch habe ich mir tausend Ausreden und Alibis zu-rechtgelegt. Ich trage stilles Gepäck. Ich habe mich so tief und so lang ins Schweigen gepackt, ich kann mich in Worten nie auspacken. Ich packe mich nur anders ein, wenn ich rede. Im letzten Rendezvous-Sommer bin ich, um den Heimweg aus dem Erlenpark zu verlängern, auf dem Großen Ring zufällig in die Kirche der Heiligen Dreifaltigkeit gegangen. Dieser Zufall spielte Schicksal. Ich habe die kommende Zeit gesehen. Neben dem Seitenaltar auf einer Säule stand der Heilige im grauen Mantel und trug als Mantelkragen ein Schaf im Nacken. Dieses Schaf im Nacken ist das Schweigen.

Es gibt Dinge, über die man nicht spricht. Aber ich weiß, wovon ich rede, wenn ich sage, das Schweigen im Nacken ist etwas anderes als das Schweigen im Mund. Vor, während und nach meiner Lagerzeit, fünfundzwanzig Jahre lang habe ich in Furcht gelebt, vor dem Staat und vor der Familie. Vor dem doppelten Absturz, dass der Staat mich als Verbrecher einsperrt und die Familie mich als Schande ausschließt. Im Gewühl der Straßen habe ich in die Spiegel der Vitrinen, Straßenbahn- und Häuserfenster, Springbrunnen und Pfützen geschaut, ungläubig, ob ich nicht doch durchsichtig bin. Mein Vater war Zeichenlehrer. Und ich, mit dem Neptunbad im Kopf, zuckte wie von einem Fußtritt zusammen, wenn er das Wort AQUARELL benutzte. Das Wort wusste, wie weit ich schon gegangen war. Meine Mutter sagte bei Tisch: Stich die Kartoffel nicht mit der Gabel an, sie fällt auseinander, nimm den Löffel, die Gabel nimmt man fürs Fleisch.



Statt einer Rede des Dankes las Herta Müller aus ihrem Werk „Atemschaukel“.

Mir pochten die Schläfen. Wieso redet sie vom Fleisch, wenn es um Kartoffel und Gabel geht. Von welchem Fleisch spricht sie. Mir hatten die Rendezvous das Fleisch umgedreht. Ich war mein eigener Dieb, die Wörter fielen unverhofft und erwischten mich.

Meine Mutter und besonders mein Vater glaubten, wie alle Deutschen in der Kleinstadt, an die Schönheit blonder Zöpfe, weißer Kniestrümpfe. An das schwarze Viereck von Hitlers Schnurrbart und an uns Siebenbürger Sachsen als arische Rasse. Mein Geheimnis war, rein körperlich betrachtet, schon höchste Abscheulichkeit. Mit einem Rumänen kam noch Rassenschande dazu. Ich wollte weg aus der Familie und sei es ins Lager. Nur tat es mir um meine Mutter leid, die nicht wusste, wie wenig sie mich kennt. Die, wenn ich weg bin, öfter an mich denken wird als ich an sie. Neben dem Heiligen mit

dem Schaf des Schweigens im Nacken hatte ich in der Kirche die weiße Wandnische mit der Inschrift gesehen: DER HIMMEL SETZT DIE ZEIT IN GANG. Als ich meinen Koffer packte, dachte ich: Die weiße Nische hat gewirkt. Das ist jetzt die in Gang gesetzte Zeit. Ich war auch froh, dass ich nicht in den Krieg ziehen muss, in den Schnee an die Front. Ich ging dümmlichtapfer und gefügig ans Kofferpacken. Ich wehrte mich gegen nichts. Ledergamaschen mit Schnürchen, Pumphosen, Mantel mit Samtbündchen – nichts passte zu mir. Es ging um die in Gang gesetzte Zeit, nicht um Kleider. Ob mit diesen Sachen oder anderen, erwachsen wird man sowieso. Die Welt ist zwar kein Kostümball, dachte ich, aber lächerlich ist keiner, der im tiefsten Winter zu den Russen fahren muss.

Eine Patrouille aus zwei Polizisten ging mit der Liste von Haus zu Haus, ein Rumäne und ein Russe. Ich weiß nicht mehr, ob die Patrouille bei uns im Haus das Wort LAGER ausgesprochen hat. Und wenn nicht, welches andere Wort außer RUSSLAND. Und wenn ja, dann hat mich das Wort Lager nicht erschreckt. Trotz Kriegszeit und dem Schweigen meiner Rendezvous im Nacken steckte ich mit meinen siebzehn Jahren immer noch in einer hellen dummen Kindheit. Mich trafen die Wörter Aquarell und Fleisch. Für das Wort LAGER war mein Hirn taub. Damals bei Tisch mit den Kartoffeln und der Gabel, als die Mutter mich mit dem Wort Fleisch erwischte, fiel mir auch ein, dass ich als Kind im Hof unten spielte und die Mutter aus dem Verandafenster schrie: Wenn du nicht gleich zu Tisch kommst, wenn ich jetzt noch mal rufen muss, kannst du bleiben, wo du bist. Weil ich dann noch eine Weile unten blieb, sagte sie, als ich oben ankam: Jetzt kannst du dir den Ranzen packen und in die Welt gehen und machen was du willst. Dabei zerrte sie mich ins Zimmer, nahm den kleinen Rucksack und stopfte meine Wollkappe und Jacke hinein. Ich

fragte: Aber wo soll ich hin, ich bin doch dein Kind. Viele Leute meinen, Kofferpacken gehört zu den Übungssachen, man lernt es von selbst wie Singen oder Beten. Wir hatten keine Übung und auch keinen Koffer. Als mein Vater an die Front zu den rumänischen Soldaten musste, gab es nichts zu packen. Als Soldat kriegt man alles, es gehört zur Uniform. Außer fürs Wegfahren und gegen die Kälte wussten wir nicht, wofür wir packen. Das Richtige hat man nicht, man improvisiert. Das Falsche wird zum Notwendigen. Das Notwendige ist dann das einzig Richtige, nur weil man es hat.

Meine Mutter brachte das Grammophon aus dem Wohnzimmer und stellte es auf den Küchentisch. Ich machte mit dem Schraubenzieher aus dem Grammophonkistchen einen Koffer. Das Drehwerk und den Plattenteller habe ich zuerst ausgebaut. Dann das Loch, wo die Kurbel war, mit einem Korken zugestopft. Das Innenfutter blieb drin, fuchsroter Samt. Auch die dreieckige Plakette mit dem Hund vor dem Trichter HIS MASTERS VOICE habe ich nicht abmontiert. Auf den Kofferboden legte ich vier Bücher: den Faust in Leinen, den Zarathustra, den schmalen Weinheber und die Sammlung Lyrik aus acht Jahrhunderten. Keine Romane, denn die liest man nur einmal und nie wieder. Auf die Bücher kam das Necessaire. Darin waren: 1 Flacon Toilettenwasser, 1 Flacon Rasierwasser TARR, 1 Rasierseife, 1 Handrasierer, 1 Rasierpinsel, 1 Alaunstein, 1 Handseife, 1 Nagelschere. Neben das Necessaire legte ich 1 Paar Wollsocken (braun, schon gestopft), 1 Paar Kniestrümpfe, 1 rotweiß kariertes Flanellhemd, 2 kurze Ripsunterhosen. Ganz oben hin kam der neue Seidenschal, dass er sich nicht zerdrückt. Er war weinrot in sich selbst kariert, mal glänzend, mal matt. Da war der Koffer voll. Dann das Bündel: 1 Tagesdecke vom Diwan (aus Wolle, hellblau und beige kariert, ein Riesengestell – aber es hielt

nicht warm). Und hineingerollt: 1 Staubmantel (Pfeffer und Salz, schon sehr getragen) und 1 Paar Ledergamaschen (uralte, aus dem Ersten Weltkrieg, melonengelb mit Riemen). Dann der Brotbeutel mit: 1 Schinkenkonserve Marke Scandia, 4 geschmierte Brote, ein paar übrig gebliebene Weihnachtskekse, 1 Feldflasche Wasser mit Trinkbecher. Dann hat meine Großmutter den Grammophonkoffer, das Bündel und den Brotbeutel in die Nähe der Tür gestellt. Die zwei Polizisten hatten sich für Mitternacht angesagt, dann wollten sie mich holen. Das Gepäck stand fertig neben der Tür.

Dann zog ich mich an: 1 lange Unterhose, 1 Flanellhemd (beige-grün kariert), 1 Pumphose (grau, wie gesagt vom Onkel Edwin), 1 Stoffweste mit Strickärmeln, 1 Paar Wollsocken und 1 Paar Bokantschen. Die grünen Handschuhe von der Fini-Tante lagen griffbereit auf dem Tisch. Ich

schnürte meine Bokantschen zu, und dabei fiel mir ein, dass meine Mutter vor Jahren in den Sommerferien auf der Wench einen selbst genähten Matrosenanzug trug. Mitten im Spaziergang auf der Wiese ließ sie sich ins hohe Gras fallen und stellte sich tot. Ich war damals acht Jahre alt. Dieser Schrecken, der Himmel fiel ins Gras. Ich drückte die Augen zu, dass ich nicht sehe, wie er mich schluckt. Die Mutter sprang auf, schüttelte mich und sagte: Hast du mich gern, ich leb ja noch.

Die Bokantschen waren geschnürt. Ich setzte mich an den Tisch und wartete auf Mitternacht. Und Mitternacht kam, aber die Patrouille hatte Verspätung. Drei Stunden mussten vergehen, das hielt man fast nicht aus. Dann waren sie da. Die Mutter hielt mir den Mantel mit dem schwarzen Samtbündchen. Ich schlüpfte hinein. Sie weinte. Ich zog die grünen Handschu-



Gespannte Teilnehmer der Veranstaltung zur Verleihung des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises 2009.

he an. Auf dem Holzgang, genau dort, wo die Gasuhr ist, sagte die Großmutter: ICH WEISS DU KOMMST WIEDER. Ich habe mir diesen Satz nicht absichtlich gemerkt. Ich habe ihn unachtsam mit ins Lager genommen. Ich hatte keine Ahnung, dass er mich begleitet. Aber so ein Satz ist selbständig. Er hat in mir gearbeitet, mehr als alle mitgenommenen Bücher. ICH WEISS DU KOMMST WIEDER wurde zum Komplizen der Herzschaufel und zum Kontrahenten des Hungerengels. Weil ich wiedergekommen bin, darf ich das sagen: So ein Satz hält einen am Leben.

Es war 3 Uhr in der Nacht zum 15. Januar 1945, als die Patrouille mich holte. Die Kälte zog an, es waren -15 °C. Wir fuhren auf dem Lastauto mit Plane durch die leere Stadt zur Messehalle. Es war die Festhalle der Sachsen. Und jetzt das Sammellager. In der Halle drängten sich an die 300 Menschen. Auf dem Fußboden lagen Matratzen und Strohsäcke. Die ganze Nacht kamen Autos, auch von den umliegenden Dörfern, und luden eingesammelte Leute aus. Gegen Morgen waren es an die 500. Alles Zählen war in dieser Nacht umsonst, man hatte keinen Überblick. In der Messehalle brannte die ganze Nacht das Licht. Die Leute liefen herum, suchten nach Bekannten. Man erzählte, es seien Tischler am Bahnhof requiriert, die nageln Pritschen aus frischem Holz in Viehwaggons. Und andere Handwerker bauen Kanonenöfen in die Züge. Andere sägen Klotlöcher in den Fußboden. Es wurde mit aufgerissenen Augen leise und viel gesprochen und mit zgedrückten Augen leise und viel geweint. Die Luft roch nach alter Wolle, verschwitzter Angst und fettigem Bratfleisch, Vanillegebäck und Schnaps. Eine Frau nahm ihr Kopftuch ab. Sie war bestimmt vom Dorf, ihr Zopf war auf dem Hinterkopf doppelt zusammengelegt und mit einem halbrunden Hornkamm auf der Kopfmittle hochgesteckt. Die Zähne des Hornkamms verschwanden im Haar, von seinem gewölbten

Rand schauten nur zwei Ecken wie kleine spitze Ohren hervor. Mit den Ohren und dem dicken Zopf sah der Hinterkopf aus wie eine sitzende Katze. Ich saß wie ein Zuschauer zwischen stehenden Beinen und Gepäckhaufen. Für ein paar Minuten betäubte mich der Schlaf und ich träumte: Meine Mutter und ich stehen auf dem Friedhof vor einem frischen Grab. Mitten drauf wächst, halb so hoch wie ich, eine Pflanze mit pelzigen Blättern. An ihrem Stengel ist eine Fruchtkapsel mit einem Ledergriff, ein kleiner Koffer. Die Kapsel steht fingerbreit offen, ausgepolstert mit fuchsrotem Samt. Wir wissen nicht, wer gestorben ist. Die Mutter sagt: Nimm die Kreide aus der Manteltasche. Ich hab doch keine, sage ich. Als ich in die Tasche greife, ist ein Stück Schneidekreide drin.

Die Mutter sagt: Wir müssen einen kurzen Namen auf den Koffer schreiben. Schreiben wir doch RUTH, so heißt niemand, den wir kennen. Ich schreibe RUHT. Im Traum war mir klar, dass ich gestorben bin, aber das wollte ich meiner Mutter noch nicht sagen. Ich schreckte auf, weil sich ein älterer Mann mit einem Regenschirm neben mich auf den Strohsack setzte und nah an meinem Ohr sagte: Mein Schwager will noch kommen, aber die Halle ist rundum bewacht. Die lassen ihn nicht. Wir sind doch noch in der Stadt, und er kann nicht her und ich nicht nach Hause.

Auf jedem Silberknopf seines Jacketts flog ein Vogel, wilde Ente oder eher Albatros. Denn das Kreuz auf seinem Brustabzeichen wurde, als ich mich weiter vorbeugte, ein Anker. Der Regenschirm stand wie ein Spazierstock zwischen mir und ihm. Ich fragte: Nehmen Sie den mit. Dort schneit es doch noch mehr als hier, sagte er. Man hat uns nicht gesagt, wann und wie wir aus der Halle zum Bahnhof müssen. Dürfen, möchte ich sagen, weil ich endlich loswollte und sei es im Viehwaggon mit Grammophonkistchen

und Samtbündchen am Hals zu den Russen. Ich weiß nicht mehr, wie wir zum Bahnhof kamen. Die Viehwaggons waren hoch. Auch die Prozedur des Einsteigens habe ich vergessen, weil wir so lange Tage und Nächte im Viehwaggon fuhrten, als wären wir schon immer drin gewesen.

Ich weiß auch nicht mehr, wie lang wir fuhrten. Ich war der Meinung, lange fahren heißt, weit weg fahren. Solang wir fahren, kann uns nichts passieren. Solang wir fahren, ist es gut. Männer und Frauen, junge und alte mit dem Gepäck am Kopfende der Pritsche. Reden und Schweigen, Essen und Schlafen. Schnapsflaschen gingen reihum.

Als das Fahren schon Gewohnheit war, fingen da und dort Schmuseversuche an. Man sah mit einem Auge hin und mit dem andern weg. Ich saß neben der Trudi Pelikan und sagte: Mir kommt es vor wie beim Skiausflug in den Karpaten auf der Bulea-Hütte, wo eine halbe Lyzealklasse von einer Lawine geschluckt wurde. Uns kann das nicht passieren, sagte sie, wir haben gar kein Skizeug mitgenommen. Mit einem Grammophonkistchen kann man reiten, reiten, durch den Tag durch die Nacht durch den Tag, du kennst doch den Rilke, sagte die Trudi Pelikan in ihrem Glockenschnittmantel mit Pelzmanschetten bis hinauf zu den Ellbogen. Manschetten aus braunem Haar wie zwei halbe Hündchen. Die Trudi Pelikan schob manchmal beide Hände über Kreuz in die Ärmel, und die zwei Hundehälften wurden ein ganzes Hündchen. Damals hatte ich die Steppe noch nicht gesehen, sonst hätte ich an Erdhunde gedacht. Die Trudi Pelikan roch nach warmen Pfrsichen, sogar aus dem Mund, sogar am dritten, vierten Tag im Viehwaggon. Sie saß in ihrem Mantel wie eine Dame in der Straßenbahn auf dem Weg ins Büro und erzählte mir, sie habe sich vier Tage in einem Erdloch im Nachbargarten, hinter dem Schuppen versteckt. Doch

dann kam der Schnee, jeder Schritt zwischen Haus, Schuppen und Erdloch wurde sichtbar. Ihre Mutter konnte ihr nicht mehr heimlich das Essen bringen. Man konnte im ganzen Garten die Fußstapfen lesen. Der Schnee denunzierte, sie musste freiwillig aus dem Versteck, freiwillig gezwungen vom Schnee. Das werde ich dem Schnee nie verzeihen, sagte sie. Frisch gefallenen Schnee kann man nicht nachmachen, man kann Schnee nicht so arrangieren, dass er unberührt aussieht. Erde kann man arrangieren, sagte sie, auch Sand und sogar Gras, wenn man sich Mühe gibt. Und Wasser arrangiert sich von selbst, weil es alles schluckt und sich gleich wieder schließt, wenn es geschluckt hat. Und die Luft ist immer fertig arrangiert, weil man sie gar nicht sehen kann. Alles, außer dem Schnee hätte geschwiegen, sagte die Trudi Pelikan. Dass der dicke Schnee die Hauptschuld trägt. Dass er zwar in die Stadt gefallen ist, als wisse er, wo er ist, als wäre er bei sich zu Hause. Dass er aber den Russen sofort zu Diensten war. Wegen dem Schneeverrat bin ich hier, sagte die Trudi Pelikan.

Der Zug fuhr 12 Tage oder 14, unzählige Stunden, ohne zu halten. Dann hielt er unzählige Stunden, ohne zu fahren. Wo wir grad waren, wussten wir nicht. Außer wenn einer auf den oberen Pritschen ein Bahnhofsschild durch den Schlitz des Klappfensterchens vorlesen konnte: BUZAU. Der Kanonenofen in der Waggonmitte dubberte. Die Schnapsflaschen kreisten. Alle waren angesäuselt, einige vom Getränk, andere von der Ungewissheit. Oder von beidem. Was in den Worten VON DEN RUSSEN VERSCHLEPPT stecken könnte, ging einem zwar durch den Kopf, aber nicht aufs Gemüt. An die Wand stellen können sie uns erst, wenn wir ankommen, noch fahren wir. Dass man nicht längst an die Wand gestellt und erschossen worden war, wie man es aus der Nazi-propaganda von zu Hause kannte, machte uns beinahe sorglos. Die Männer lernten im



Eindrucksvolle Lesung von Herta Müller in der Paulskirche in Frankfurt am Main.

Viehwaggon, ins Blaue zu trinken. Die Frauen lernten, ins Blaue zu singen: Im Walde blüht der Seidelbast/Im Graben liegt noch Schnee/ Und das du mir geschrieben hast/Das Brieflein, tut mir weh.

Immer dasselbe getragene Lied, bis man nicht mehr wusste, ob wirklich gesungen wird oder nicht, weil die Luft sang. Das Lied schwappete einem im Kopf und passte sich ans Fahren an – ein Viehwaggonblues und Kilometerlied der in Gang gesetzten Zeit. Es wurde das allerlängste Lied in meinem Leben, fünf Jahre lang haben die Frauen es gesungen und es so heimwehkrank gemacht wie wir alle waren. Die Waggontür war von außen plombiert. Viermal wurde sie geöffnet, eine Schiebetür auf Rollen. Wir waren noch auf rumänischem Gebiet, und es wurde zweimal eine halbe, der Länge nach durchgesägte, nackte Ziege in den Waggon ge-

schmissen. Sie war starrgefroren und polterte auf den Boden. Die erste Ziege hielten wir für Brennholz. Wir brachen ihre Stücke auseinander und verfeuerten sie. Sie war so dürr, dass sie gar nicht stank, sie brannte gut. Bei der zweiten Ziege machte das Wort PASTRAMA die Runde, luftgetrocknetes Fleisch zum Essen. Wir haben auch unsere zweite Ziege verheizt und gelacht. Sie war genau so starr und blau wie die erste, ein Schreckensgeknöch. Wir lachten zu früh, waren so überheblich, die beiden rumänischen, mildtätigen Ziegen zu verschmähen. Die Vertrautheit wuchs mit der Länge der Zeit. In der Enge geschahen die kleinen Dinge, sich hinsetzen, aufstehen. Im Koffer wühlen, ausräumen, einräumen. Auf's Kloloch gehen hinter zwei hochgehaltene Decken. Jede Kleinigkeit zog eine andere nach sich. In einem Viehwaggon schrumpft jede Eigenart. Man ist mehr zwischen anderen vorhanden als bei sich selbst. Rücksichtnahme

war gar nicht nötig. Man war füreinander da wie zu Hause. Vielleicht rede ich nur von mir, wenn ich das heute sage. Vielleicht nicht einmal von mir. Vielleicht zähmte mich die Enge im Viehwaggon, weil ich sowieso weg wollte und im Koffer noch genug zum Essen hatte. Wie sich der wilde Hunger bald über uns alle hermacht, ahnten wir nicht. Wie oft haben wir in den kommenden fünf Jahren, als uns der Hungerengel heimsuchte, diesen starren blauen Ziegen geglichen. Und ihnen nachgetrauert. Es war schon die russische Nacht, Rumänien lag hinter uns. Wir hatten bei einem stundenlangen Halt das starke Ruckeln gespürt. An den Waggonachsen wurden die Räder auf die breitere russische Schienenspur umgestellt, auf die Steppenbreite.

So viel Schnee machte die Nacht draußen hell. In dieser Nacht auf dem leeren Feld war der dritte Halt. Die russischen Wachsoldaten schrien UBORNAJA. Alle Türen aller Waggonen wurden geöffnet. Wir purzelten hintereinander ins tiefer gelegene Schneeland und sanken bis zu den Kniekehlen ein. Wir begriffen, ohne zu verstehen, Ubornaja heißt gemeinschaftlicher Klogang. Oben, sehr hoch oben, der runde Mond. Vor unseren Gesichtern flog der Atem glitzrigweiß wie der Schnee unter den Füßen. Ringsherum die Maschinenpistolen im Anschlag. Und jetzt: Hosen runter. Diese Peinlichkeit, das Schamgefühl der ganzen Welt. Wie gut, dass dieses Schneeland mit uns so allein war, dass niemand ihm zusah, wie es uns nötigte, dicht nebeneinander das Gleiche zu tun. Ich musste nicht aufs Klo, ließ aber die Hose herunter und setzte mich in die Hocke. Wie gemein und still dieses Nachtland war, wie es uns in der Notdurft blamierte. Wie die Trudi Pelikan links von mir ihren Glockenschnittmantel in die Achseln raffte und ihre Hose über die Knöchel herunterzog, wie man zwischen ihren Schuhen das Zischeln hörte. Wie hinter mir der Advokat Paul Gast beim Drücken stöhnte,

wie seiner Frau Heidrun Gast das Gedärm vom Durchfall quakte. Wie der pestwarme Dampf rundherum sofort glitzrig in der Luft gefror. Wie uns dieses Schneeland eine Rosskur verpasste, uns mit blankem Hintern in den Geräuschen des Unterleibs einsam werden ließ. Wie armselig unsere Eingeweide wurden in dieser Gemeinsamkeit. Vielleicht wurde in dieser Nacht nicht ich, aber der Schrecken in mir plötzlich erwachsen. Vielleicht wird Gemeinsamkeit nur auf diese Art wirklich. Denn alle, ausnahmslos alle setzten wir uns bei der Notdurft automatisch mit dem Gesicht in Richtung Bahndamm. Alle hatten wir den Mond im Rücken, die offene Viehwaggon-tür ließen wir nicht mehr aus den Augen, waren bereits auf sie angewiesen wie auf eine Zimmertür. Wir hatten schon die verrückte Angst, dass die Tür sich ohne uns schließt und der Zug ohne uns wegfährt. Einer unter uns schrie in die weite Nacht: Da haben wirs, das scheißende Sachsenvolk, alle auf dem Haufen. Wenns den Bach runtergeht, geht nicht nur der Bach runter. Nicht wahr, ihr lebt doch alle gern. Er lachte leer wie Blech. Alle schoben sich ein Stück von ihm weg. Dann hatte er Platz und verneigte sich vor uns wie ein Schauspieler und wiederholte mit hohem und feierlichen Ton: Nicht wahr, ihr lebt doch alle gern. In seiner Stimme hallte ein Echo. Einige fingen an zu weinen, die Luft stand glasisch. Sein Gesicht war in den Wahn getaucht. Der Speichel auf seinem Jackett war glasiert. Da sah ich das Brustabzeichen, es war der Mann mit den Albatrosknöpfen. Er stand ganz allein und schluchzte mit einer Kinderstimme. Bei ihm geblieben war nur der versaute Schnee. Und hinter ihm die gefrorene Welt mit dem Mond wie ein Röntgenbild. Die Lokomotive tutete einen einzigen dumpfen Ton. Das tiefste UUUH, das ich je gehört habe. Jeder drängte sich zu seiner Tür. Wir stiegen ein und fuhren weiter. Den Mann hätte ich auch ohne Brustabzeichen erkannt. Ich habe ihn im Lager nie gesehen.